Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) [Schluss]
Autor: M.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575372

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rudolf Münger, Bern. **Bildnis von Frau Dr. O. v. S.**

wie die Verschmelzung der drei Begriffe: sinnvoll, schmuckhaft und lebenswahr mit der Tönung ins Schweizerisch-Bernische denken möchte.

Wer vor vier Jahren, beim Erscheinen des ersten Bändchens der von Otto von Greyerz herausgegebenen und kommentierten Volksliedersammlung „Im Röseligarte" über diese Publikation schrieb, mußte schon recht weit ausholen und Herder, Goethe und die Arnim und Brentano zitieren, um dem Leser klarzumachen, was es heißen will, wenn einer dem Volke seine eigensten Schätze wieder zuführen und ihm halb und ganz Verlorenes wieder schenken will. Und er mußte gründlich sein und darauf hinweisen, daß Otto von Greyerz nicht nur ein kritisch feiner Literarhistoriker sei und ein intimster Kenner schweizerischen Volkstums, sondern auch ein echter Dichter, von dem man also trotz der wissenschaftlichen Genauigkeit vor allem etwas Schönes und Herzerfreuendes zu erwarten habe. Heute kann man sich derlei Worte sparen. Das Publikum braucht nicht mehr gewonnen zu werden. Der Name des Röseligartens klingt, es hat sich bereits ein Komplex von lieben und besondern Vorstellungen darum gebildet. Wenn man ihn in Zürich nennt, so denkt man zunächst an einen wundervollen Abend in der Tonhalle: Die Türen des großen Saales stehen offen — denn auch die anliegenden Räume sind auf den letzten Platz besetzt — und diese gewaltige Menschenmenge lautlos und völlig gebannt, erst durch die feinen zündenden Worte des Dichters, der alle Schönheit und innigen Wunderlichkeiten unserer Volkslieder durchempfunden und sie uns neu geschenkt hat, dann durch diese Lieder selbst, die im Vortrag eines auserlesenen Chores und des durch seine grandiose Schlichtheit überwältigenden Piet Deutsch ans Herz dringen und alle Stimmen des Innern wecken. Und man denkt daran, wie seit jenem Abend die Lieder wieder durchs Haus ziehen und daß die fünf Bändchen schon ganz abgegriffen sind. Und solch verblätterte Bändchen kann man nun allenthalben finden im Land; aber die Jungen, die Halbwüchsigen, die greifen schon wieder weniger darnach, die haben die alten, lange verlorenen Lieder allbereits wieder in der Kehle. Das aber ist der große Erfolg des Röseligartens, daß er verlorenes kostbares Gut uns wieder zu eigen gab, und der Erfolg wird wachsen, lawinenartig, besonders, wenn kommendes Jahr die musikalisch arrangierte und instrumentierte Ausgabe (für Klavier und Gitarre) erscheint, wodurch der „Röseligarte" erst eigentlich den Vereinen und Schulen erschlossen wird und wobei auch stummgewordene Lieder in der verständnisvollen Komposition von Gottfried Bohnenblust wieder zum Leben erwachen sollen ... Aber mit dem Röseligarten haben sich allenthalben auch Müngers Illustrationen eingebürgert. Zunächst geben sie sich rein dekorativ, in der derben Art alter Holzschnitte das Druckbild schmückend, wer sie aber genau kennt, weiß, wie fein und treffend sie das geschmückte Wort begleiten und wie unaufdringlich, aber überzeugend sie das Historische und Schweizerische unterstreichen. Acht Proben geben wir hier wieder: ein romantisches Bild, eins aus feudaler Zeit, aus dem achtzehnten Jahrhundert eins, ein biedermeierliches, zwei bäurische, ein Kinder- und ein Weihnachtsbild und überlassen es dem Leser, ein jegliches nach seinem künstlerischen und persönlichen Gehalt zu erforschen. Er wird selbst herausfinden, wie hübsch jeweilen die charakteristische Note des Liedes, Stimmung, Ereignis oder Pointe, in Müngers Zeichnung nachklingt; denn wir hoffen, daß die den Bildchen dekorativ glücklich beigefügten Anfangsworte beim Leser gleich tönen und dem fortfahrenden Text rufen werden. Bei wem das aber nicht zutrifft, der möge sich unverzüglich diesen köstlichen Hausschatz zulegen, ansonst wir ihn nicht allein einen schlechten Schweizer, sondern auch einen betrübten Kunstfreund zu nennen nicht unterlassen können.

M. W.

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle).

(Schluß).

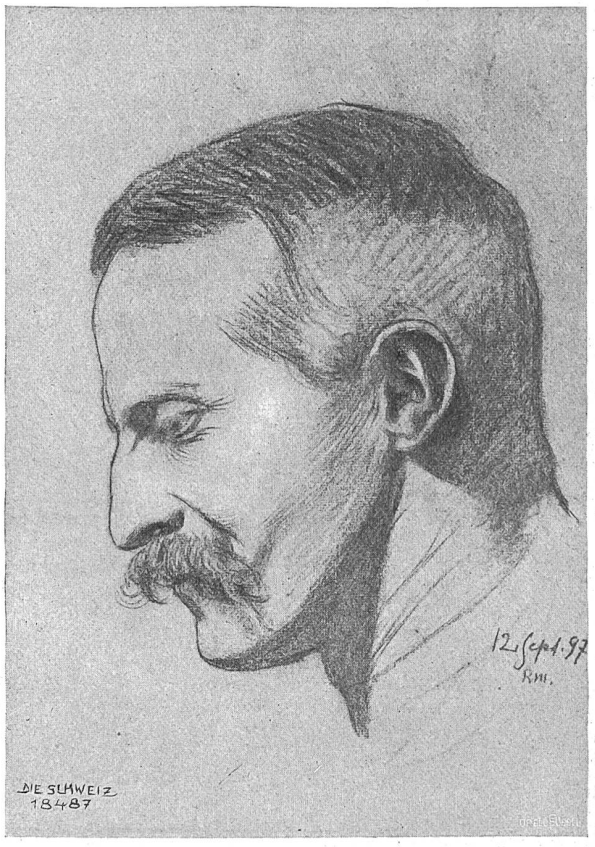
So recht als Gegenstück zu Federers Lieblingen, der herzensklaren, begeisterungstüchtigen Jugend, die auch im „Pilatus" wieder zu ihrer Geltung kommt, erscheinen die beiden jugendlichen Helden des neuesten Romans von Paul Ilg[1]). Es ist zweifellos, daß wir hier das formell ausgeglichenste, bestgebaute Werk des hochbegabten Dichters vor uns haben. Zwar ist es dieselbe heißatmige, bisweilen zu fast deklamatorischem Ueberschwang gesteigerte, trotz dem starken Arbeiten mit Abstrakta merkwürdig bildkräftige Sprache, die wir von früher her kennen, und auch stofflich steht dieser Roman, der uns wieder den werdenden Menschen in der Umstrickung trüber und niederziehender Gewalten zeigt, den frühern nahe; aber die Fäden der Komposition sind straffer gespannt, die Handlung folgerichtiger, und eine oft hinreißende Unmittelbarkeit der Darstellung macht sich geltend. Dagegen scheint uns diese Jugendgeschichte in mancher Beziehung an retrospektiver Verzeichnung zu leiden. Einmal in etwas mehr Aeußerlichem: die übermäßig betonte soziale Bewertung unter Gymnasiasten entspricht doch wohl einer Rückprojektion der Verhältnisse des reifen und erfahrenen Lebens in diese junge

[1]) Die Brüder Moor, eine Jugendgeschichte. Leipzig, Verlag von Gideon Karl Sarasin (1912).

Welt. In Wirklichkeit stellt die Schule eine Gesellschaft für sich dar mit eigenen Gesetzen und Rangordnungen, darin Gehaben und Leistung des einzelnen mindestens so bestimmend sind als seine ökonomische Stellung im äußern Leben. Geradezu verhängnisvoll aber wird der innern Wahrheit diese Verschiebung des Gesichtspunktes, die sich freilich erst dort geltend macht, wo die eigentliche — wohl die erfundene — Handlung einsetzt. Während die allgemeine, naturbedingte Seelenverfassung jenes Alters mit großer Feinheit und durchaus überzeugend gezeichnet ist, hat der Dichter in der Psychologie des zur Katastrophe führenden Konfliktes entschieden den Hemmungen des Unbewußten und der Unerfahrenheit, die ja gerade das Seelenleben in der Entwicklung stehender Menschen so kompliziert und interessant machen, zu wenig Rechnung getragen. Die erfahrungsgemäße Bewußtheit, ja gelegentlich zielvolle Berechnung, mit der diese Jünglinge handeln, entrückt sie ihrer eigentlichen Sphäre, der von dunkeln Drangsalen, direktionslosem Ueberschwang und all den unterbewußten Mächten umstrickten Welt, darin diese Geschichte der Jugend im Grunde wurzelt. In ihrem Ausgang ist sie in Wahrheit keine „Jugendgeschichte" mehr, und deshalb wohl verliert das Buch, trotz der großen poetischen und psychologischen Kunst, die daran gewendet ist, unsern Anteil vor seinem Ende; denn die dargestellten Konflikte — auch moderne psychoanalytische Anschauungen ziehen ihre Kreise — haben eben doch nur Interesse, insofern sie das sind, als was der Dichter sie gibt, Konflikte der Jugend.

Eigentlich sollte man einem Rudolf von Tavel ein besonderes Kapitel eröffnen: er ist durchaus ein Abseitiger, wie sehr, das empfindet keiner stärker als der Rezensent, der, mitten in der Bücherflut unversehens auf einen Tavel stoßend, sich plötzlich und gewaltsam herausgerissen fühlt aus dem Strom und verpflanzt, irgendwohin, in eine Welt für sich. Zunächst freilich gibt man sich nicht ohne Widerstreben. Einmal stößt man sich am ungewohnten Wortbild von Tavels Berndeutsch und fragt sich, warum in aller Welt er die mühselige Fracht der „scht" und „schp" durch sein ganzes Buch hinschleppt, anstatt ein für allemal zu erklären: Scharfe st und sp kennt der Berner nicht — punktum? Dann aber kommen dem neuesten Buch[2]) gegenüber noch andere Bedenken: Ob wohl des Bernerdichters gemütliche, humorgetragene Sprache diesem Stoff gewachsen ist und der Darstellung so gewaltiger Aktionen wie der Rückzug von Marignano und der Untergang an der Bicocca? Und vor allem, ob er den Atem hat und den Aufschwung für die Gestaltung eines welterschütternden Ereignisses wie die Reformation? Und es will einen etwa bedünken, daß Tavel die Gestalten eines Thüring Fricker (der freilich nur einmal auftritt) und eines Niklaus Manuel (der durch den ganzen Roman hin seine Rolle spielt) etwas zu sehr ins Biedere, bernisch Breite gezeichnet habe. Man hatte andere Vorstellungen von diesen beiden genialen, der italienischen Renaissance nahestehenden Menschen. Man denkt an den seltsamsten, groteskwilden, grimmigen Totentanz Manuels und erinnert sich des abenteuerlichen Lebens von dessen illegitimem Großvater Fricker und der ungebärdigen, leidenschaftlichen Handschrift des Stadtschreibers, die einen heute noch aus den alten Ratsmanualen so überraschend und fesselnd anschaut. Aber gleichzeitig tönt einem vielleicht ein besonders breit klingender, gemütlich-derber Vers Manuels in den Ohren, und ein Zweizeiler fällt einem ein, den man einst in eben jener genialen Handschrift gelesen auf dem Rande eines bernischen Manuals neben ernsthaften Ratsbeschlüssen:

„Die Lieb ist, wie Petrarca seit,
Allzyt vol Süeß- und Bitterkeit!"



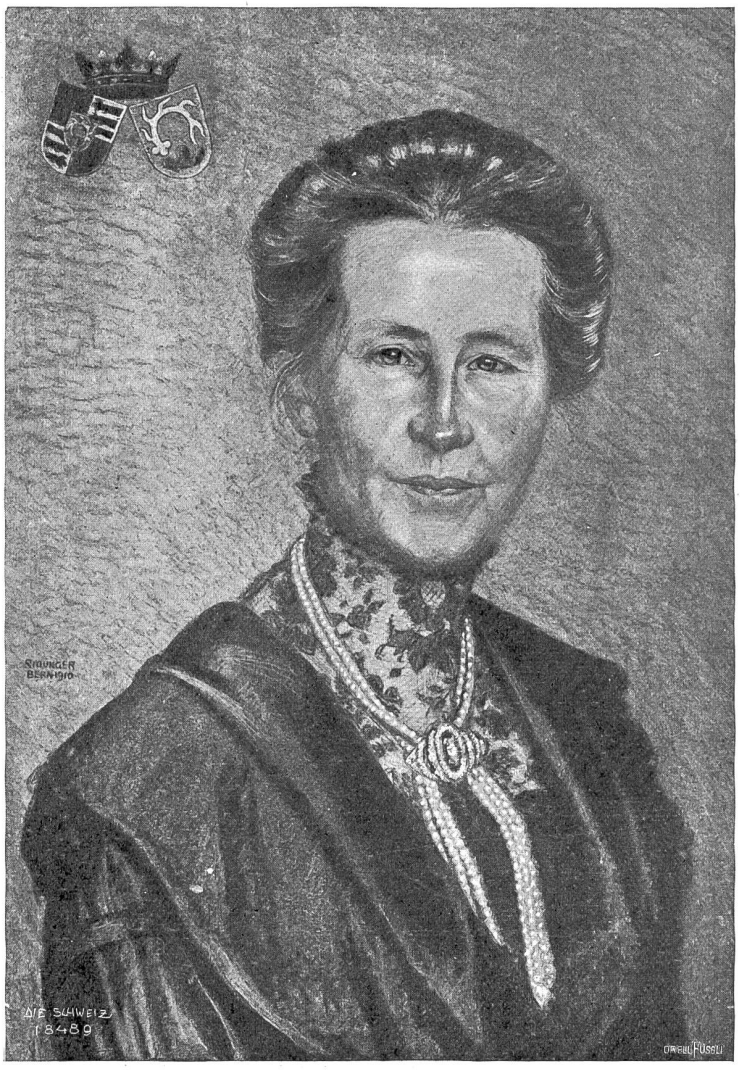
Rudolf Münger, Bern. **Bildnis von Otto v. Greyerz** (1897).

Und da wird man auf eins kleinlaut. Ob Tavel am Ende nicht recht hat mit seiner Auffassung und wenn er seine Renaissance-Berner so zeichnet, wie er die heutigen kennt, gemütlich, ohne Pathos und zum Humor geneigt? Und wenn man sich nun widerstandslos der Führung des Dichters überläßt — das unvertraute Wortbild zwingt ja zum auskostenden Verweilen — staunt man mehr und mehr, wie wundervoll echt das alles wirkt. Man macht doch wohl gemeinhin den Fehler, daß man bei rückwärtsschauender Beurteilung das Besondere der Verhältnisse und Menschen übertreibt. Vor allem hat uns der Historiker daran gewöhnt, die geschichtlich wichtigen Ereignisse, die doch wohl erst die Nachkommen recht als solche erkennen, zu sehr in den Vordergrund zu rücken, und leicht verfällt man der irrtümlichen Meinung, die Menschen früherer Zeiten hätten an Politik und all den staatsmäßigen Aktionen viel regern Anteil genommen als wir. Von diesem Irrtum ist Tavel frei. Den weltgeschichtlichen Ereignissen wird nicht mehr Platz und Bedeutung im bürgerlichen Leben eingeräumt, als sie das auch heute noch haben. Das Ereignis von Marignano und das langsame Ueberhandnehmen der neuen Ideen sehen wir — sozusagen aus der Perspektive des „Chlapperläubli", wo die Heldin des Romans, das schöne Töchterlein des Glasmalermeisters, wohnt — natürlich sich vollziehen und mit einer Art Selbstverständlichkeit. Ganz eingehüllt von der schönen, gemütlichen Bernerluft und von dieser derben, gesatzlichen Sprache, der Tavel gewiß mit glücklichem flair durch Annäherung an die heutige Bauernsprache den historischen Timbre gibt, sehen wir den Begebnissen zu wie etwas Lebendigem, aber aus jener beschwichtigenden Entfernung, die der Erzähler und Humorist bewußt zwischen uns und die Geschichte legt, was man besonders dort wohltätig empfindet, wo herzergreifende und furchtbare Dinge, wie etwa das Gemetzel an der Bicocca, geschildert werden. Wir glauben ihm aufs Wort,

2) Gueti Gschpane, berndeutsche Erzählung. Bern, A. Francke, 1913.

daß es wirklich so zugegangen, damals, im lieben alten Bern, daß die Menschen grad so sich bewegt und miteinander gesprochen haben, und wenn wir am Ende des Buches dem Bildersturm im Münster beiwohnen, scheint es uns selbstverständlich, daß es dabei so ohne allen Fanatismus, eher alltäglich und fast gemütlich hergeht, sodaß das Ganze weniger einem Sturm gleicht denn einem Gestürm. So paßt es zu den Reformations-Bernern, wie Tavel sie uns sehen gelehrt ... Möglich ist ja, daß wir später, wenn das schöne Buch mit seinem von Rudolf Münger flott entworfenen Einband uns vom Regal herunter grüßt, alsgemach wieder zu unserer frühern Anschauung zurückkehren und uns einen Manuel genialer und abgründiger denken, als Tavel ihn uns gezeigt; aber daß man, solange man im Bann des Dichters gestanden, ihm glaubte, darauf kommt es an, und sicher ist, daß man beim Gedanken an dieses Buch sich köstlich verbrachter, wahrhaft glücklicher Stunden erinnert.

Und noch ein Ereignis ist zu verzeichnen: Alfred Huggenberger hat uns seinen ersten Roman[3]) geschenkt! Aber nicht, daß das Buch diese Signatur trägt, ist das Besondere: daß wir von unserem Lyriker ein umfangreiches, wohl lange gehegtes und völlig ausgereiftes Prosawerk erhalten, darin Form, Inhalt und Empfindung sich zur ganzen Einheit verbinden und also die seltene Erscheinung eines vollendeten Kunstwerkes darstellen, das ist das Ereignisvolle, und daß dieses Buch, dank seinem besondern Inhalt, den Schlüssel zu Huggenbergers Kunst und Wesen birgt. Der Roman ist als Ich-Erzählung in autobiographischer Form abgefaßt, und es mag dem Literarhistoriker vorbehalten bleiben, herauszuklauben, was etwa an wirklich biographischen Elementen darin steckt. Wichtiger ist für uns, daß er ganz in Huggenbergers Welt wurzelt, sodaß wir diesem Buche wie keinem der frühern gegenüber zu der schier überwältigenden Erkenntnis kommen, was es heißt, einen Menschen unter uns zu haben, der, ein geborener Dichter und feiner philosophischer Kopf, durch bewußtes Ringen sich zum Künstler ausgeläutert hat und der dennoch in seinem innern und äußern Leben dem Bauernstand, aus dem er hervorgewachsen, treugeblieben ist. Offenbarungen müssen uns da werden, wie sie weder der mehr ein Kuriosum darstellende dichtende Bauer, noch der von außen bewundernd oder urteilend an die Welt des Landmanns herantretende Dichter zu geben haben. Und in der Tat, Offenbarungen enthält dieses Buch, aus dem uns als schönste Blüte, still und unendlich beglückend, die Erkenntnis aufgeht von der bedeutungsvollen innern Beziehung zwischen dem Menschen und der bebauten Erde und von der geheimnisvollen läuternden Macht der ererbten Scholle. Die alte Antaiossage von der Urkraft der belebenden Erde hat eine neue ergreifende Inkarnation gefunden, und das unvernommene, von soviel stummen Generationen geahnte Lied der Scholle seine Erlösung, und es hat sie gefunden in der schlichtesten, naturgewollten Form ... Mit einem entscheidenden Schritt in medias res hebt die Erzählung an. Gleich stehen wir mitten in dem Dorf und unter den Menschen, deren Geschicke durch das Buch gehen, und wir sehen den armen verwaisten Buben, über dessen Tagen das Ungewisse seines Schicksals brütet „wie eine Wolke, die das Schweben verlernt hat und sich leise immer tiefer senkt". Aber der wäre ein schlechter Kenner von Huggenbergers Kunst, der auf diesem düstern, eigentlich grandiosen Fundament ein tragisch und mächtig sich weitertürmendes Gebäude erwartete. Still und natürlich löst sich aus den dunkeln Anfängen ein heiterer gestaltet Leben, das, ungehemmt durch mancherlei Zwischenfälle, unter dem Antrieb eines gesunden Willens und der Förderung eines freundlichen Geschicks, schließlich das lange vorgesteckte Ziel erreicht. Natürlich, unforziert vollzieht sich dieses Schicksal, wie das Wachstum einer Pflanze, die, aus dunkler Scholle hervorsprießend, vom eigenen Triebe und der Begünstigung des Himmels geleitet, zur vollendenden Frucht gedeiht. Und leise und organisch wie der Vollzug dieses Schicksals ist auch die Sprache, die, ob sie Ernstes, Ergötzliches (auch daran ist der Roman reich) oder Nachdenkliches bringt, immer gleich feingetönt und leise bewegt bleibt, sodaß es nur der geringen Tonerhebung und der kleinen Gebärde bedarf, um die starke Wirkung hervorzubringen. Denn Huggenberger ist vor allem auch ein Meister im Maß, und die Kunst, mit wenig



Rudolf Münger, Bern. **Damenbildnis** (1910).

[3]) „Die Bauern von Steig", Roman, mit Buchschmuck von Hermann Rau. Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1913.

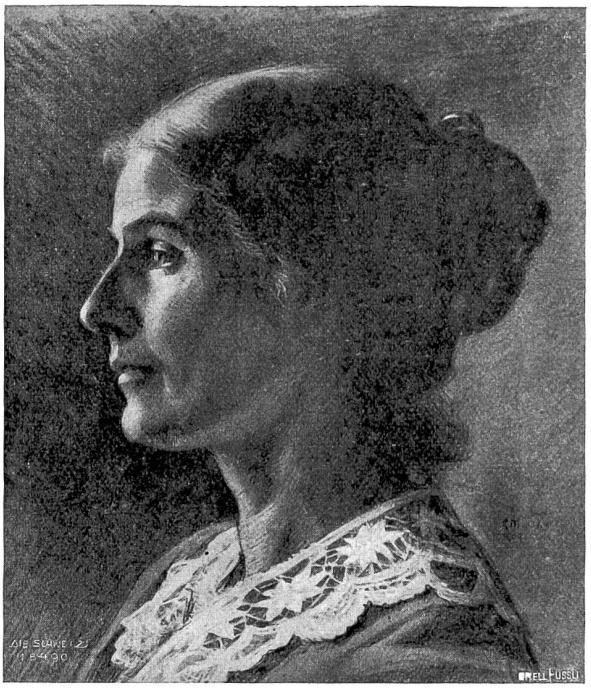
Worten viel zu sagen, versteht er wie kaum ein zweiter. Wie wundervoll wird etwa in das Schicksal des Knaben hineingeleuchtet, in die Art seiner Eltern, die Tragik ihrer Geschichte und seine eigene Veranlagung durch das einzige Wort: „Der Vater hat geigen können; aber die Mutter schaffte stark und starb daran." An derart tiefleuchtenden Worten aber trägt dieses einzige Buch die schwere Last.

Ihres durchaus schweizerischen Inhalts wegen müssen wir hier auch einiger Publikationen gedenken, die durch ihre Form auf Einbezug in die höhere Literatur keinen Anspruch haben. Da ist vor allem der aus intimer Kenntnis moderner Verhältnisse entstandene Roman von Robert Wehrlin, „Der Fabrikant"[4]), der schon durch seine Signatur „Ein Schweizer Zeit- und Streikroman" zu verstehen gibt, wie er gewertet sein will. Die anschaulich erzählte Geschichte vermittelt ein lebhaftes Bild von unserm modernen Fabrikbetrieb; gewisse, tief in unser soziales Leben eingreifende Kämpfe werden mit gesundem Verstand beleuchtet, und einen versöhnlichen, in optimistischem Menschenglauben gipfelnden Sinn lernen wir an dem erfahrungsreichen Verfasser kennen. Weshalb aber das mit einer belanglosen Liebesgeschichte verbrämte Stückchen lokaler Verkehrsgeschichte[5]) von Conrad Uhler zur Ehre einer Buchausgabe kam, ist völlig unersichtlich. Das Feuilleton eines thurgauischen Lokalblättchens wäre die richtige Unterkunft für dieses mühsame und herzlich langweilige Elaborat gewesen.

Von unserer Jugend und besonders von Knaben im Unterweisungsalter wird Niklaus Bolts „Svizzero!"[6]) mit Jubel aufgenommen werden. Mit der an ihm bekannten Unterhaltungsgabe und dem geschickten Instinkt für alles das, was nach dem Herzen der Jugend ist, erzählt Pfarrer Bolt die Geschichte des tapfern, ja heldenmütigen Oberländerbuben, der sich vom scheinbaren Tunichtgut rasch zum tüchtigen und angesehenen Jüngling auswächst. Der Bau der Jungfraubahn, alle Herrlichkeiten der Hochgebirgswelt, die rührenden und außerordentlichen Schicksale der neben dem Helden, dem „Svizzero", am Tunnelbau beschäftigten Italienerarbeiter, die Geschichte eines Streiks, einer Explosion, verschiedene Unglücksfälle, viel Anmutiges aus der Familie des Direktors, viel Wissenswertes aus dem Wirken des Ingenieurs und der Arbeiter — all das wird mit der Geschichte des Helden aufs geschickteste verknüpft; man kann sich also denken, was ein junger Mensch sich aus diesem übrigens prächtig ausgestatteten und mit vierzig von Rudolf Münger an Ort und Stelle aufgenommenen Naturstudien geschmückten Buch alles holen wird. Freilich, die Wirkung würde vielleicht noch stärker sein, wenn der junge Held ein bißchen minder tugendtriefend und also wirklicher wäre.

Und ein Kuriosum: Auch einen Kaminfeger haben wir nun auf unserm schweizerischen Parnaß[7]). Was uns der „Chemifeger Bodemaa" in schönstem Appenzellerdialekt aus seinem Leben erzählt, mit viel Witz, Gemütlichkeit und Anschaulichkeit, liest sich gut. Schade, daß der Autor dieser Erzählung zur Vervollständigung des von Carl Liner hübsch illustrierten Bändchens noch eine Anzahl landläufiger Witze in recht umständlicher Aufmachung und eine hochdeutsche Erzählung beigegeben, die nicht bloß die sprachlichen Grenzen seines Könnens schmerzlich verspüren läßt...

Neben den besprochenen Schweizerbüchern, die alle auch stofflich in unserm Lande wurzeln, hat uns dieses Jahr noch einige wenige geschenkt, deren Autoren sich mit ihrer Fabulierlust auf fremde Erde wagten. Schweizer sind sie dennoch geblieben in ihrer Art bis auf den einen Alexander Castell, in dem man nun wirklich mit dem besten Willen den Sohn Helvetiens nicht mehr erkennen kann. Fremdartig und unerhört sitzt sein Pariserroman[8]) zwischen den Kindern des schweizerischen Bücherjahres und unbegreiflich, wie das Kuckucksei im Laubsängernest. Freilich, auch dieses Buch ist nicht vom Himmel gefallen und verrät seine Provenienz sogar deutlich, nur liegt sie außerhalb der Gebiete Gotthelf-Keller-Meyer.



Rudolf Münger, Bern. **Damenbildnis** (1909).

Rudolf Münger, Bern. **Mädchenbildnis** (1906).

4) Stuttgart, Verlag von J. Engelhorns Nachf., 1912.

5) „Am See und im Land", Erzählung. Frauenfeld, Huber & Co., 1912.

6) Die Geschichte einer Jugend. Mit 40 Naturstudien von Rud. Münger. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1913.

7) J. Hartmann, Appezeller Geschichte. Buchschmuck von Carl Liner. Zürich, Verlag von Arnold Bopp (1912).

8) Bernards Versuchung, Roman. München, Albert Langen (1912).

Der Jäger in dem grünen Wald

Rudolf Münger, Bern. „Im Röseligarte" V 22.

Die Franzosen, Maupassant vorab, und dann d'Annunzio sind die Sterne, die über Castells literarischer Wiege stehen, und sein Roman mutet beinahe an wie eine Verpflanzung von des italienischen Romanziers „Piacere" auf Pariserboden. Immerhin darf dies nicht so aufgefaßt werden, als ob es sich um Nachahmung handle. Wenn Castell auch offenbar Anregungen, oft bis zur Uebernahme einzelner Motive, nicht verschmäht, so ist er doch eigen und geistreich und vor allem Künstler genug, um aus den fremden Elementen ein Neues, Eigenes und Einheitliches zu machen. Vor allem zeigt er sich auch in seinem Roman wieder als der eminent ästhetische Mensch mit dem sensitivsten Empfinden für die Erscheinungsformen einer raffinierten Kultur und als der feine Psychologe, ganz besonders organisiert für das krankhaft differenzierte Seelenleben überästhetischer, überkultivierter Genußmenschen. Und der faszinierende Impressionismus Castells hat hier den dankbarsten Stoff gefunden. Paris mit all seiner Bezauberung und Unergründlichkeit und in allen Gestaltungen des modernen Daseins lebt in diesem Buch mit nicht geringerer Gegenwart als die ewige Stadt in d'Annunzios Roman. Und wie in des italienischen Dichters gewaltiger und prunkhafter Sprache römischer Geist sich spiegelt, so sprüht uns aus Castells sprunghaft geistreicher Diktion der echte Pariser-esprit entgegen. Freilich, neben dem Lebens- und Weltanschauungsroman „Il Piacere", der uns die tiefe ethische Wahrheit von der auflösenden, selbstzerstörenden Macht des Genusses lehrt, nimmt sich Castells „Versuchung" unganz und episodenhaft aus; aber zu einer gewissen schwermütigen Erkenntnis führt auch er: daß alle begehrende, genußsüchtige Liebe weder zu eigentlichem Besitz noch innerer Gemeinschaft führt. Einsam, im Innersten elend und mit ungestillter Liebessehnsucht geht der Held aus seinen vielgestaltigen, alle Lust auskostenden Liebeserlebnissen hervor.

Es ist kein Zufall, daß der raffinierte Castell in Paris die Luft für seinen ersten Roman fand, wie es kein Zufall ist, daß Felix Moeschlin uns einen Bauernroman aus Schweden schenkt [9]). Zwar hat das Schicksal ihn durch seine Verbindung mit einer schwedischen Künstlerin nach dem tüchtigen Norden geführt; aber daß es seiner Dichterart dort so wohl gefällt, das ist nicht zufällig. Die Geschichte einer Bauernfamilie, ihr Aufschwung aus einfachen, ihr Niedergang aus beglückten Zuständen mit der Aussicht auf Regeneration — das ungefähr war der Inhalt der „Königschmieds", des Romans, mit dem Moeschlin sich mit einem Schlag einen Namen gemacht. Für die Darstellung ähnlicher Gedankengänge bot ihm auch der schwedische Bauernstand Stoff, nur in weit urwüchsigerer und eindrücklicherer Weise als unser kultiviertes Schulbildungsland. Anschauungen, die bereits in den „Königschmieds" angedeutet liegen und die sich nun zu einer eigentlichen Lebensphilosophie ausgewachsen und konsolidiert haben, ließen sich an diesem prachtvollen Material mit überzeugender Eindringlichkeit darstellen. Die Erkenntnis, daß überkommenes Gut, weil der wahrhaft glückerzeugenden Werte bar, innerlich bedeutungslos und daß Selbsterrungenes und Selbsterkanntes allein zum kraft- und glücktragenden Besitze wird, diese Wahrheit ließ sich wundervoll an der Entwicklung eines schwedischen Bauerndorfs zeigen, dessen Bevölkerung, aus dem dunkeln ungenossenen Glück primitiver Zustände durch einen aus Amerika zurückkehrenden großzügigen Schwindler aufgerüttelt, ihre anerkannten Schätze leichtsinnig an moderne Schundware tauscht, die dann, von Heimatschützlern auf den Wert des Alten aufmerksam gemacht, sich spekulationsmäßig wieder in primitive Verhältnisse zurückbegibt und schließlich nach hundertfacher Demoralisierung und Enttäuschung den Mut zur Arbeit wiederfindet und zum Bau eines neuen, die Werte der alten und die Segnungen der modernen Zeit selbständig ausnützenden Daseins. Mit der ganzen Kraft seiner lebendig gestaltenden Epik hat Moeschlin den schweren Stoff bemeistert, die Massen gegliedert und Natur und Menschen mit dem Reichtum seiner Lyrik durchdrungen. Freilich geht es bei der Massenbewegung nicht ganz ohne stilisierende Uebertreibung ab, und der naive Tonfall der Sprache, der sich in den Königschmieds gelegentlich und fast immer reizvoll geltend machte (merkwürdigerweise finden wir ihn auch an schwedischen Dichtern, besonders bei der Lagerlöf), wird hie und da etwas forciert bis zur

Es reitet ein Edelherr über die Brugg

Rudolf Münger, Bern. „Im Röseligarte" V 36.

[9]) Der Amerika-Johann. Ein Bauernroman aus Schweden. Leipzig, Verlag von Gideon Sarasin, 1912.

Manier. Die Gefahr der Virtuosität und Manier ist eben nirgends größer als bei einem Dichter, der in seinem ersten Werk schon mit einem persönlichen, sozusagen fertigen Stil hervorgetreten. Aber als Ganzes, poetisch wie inhaltlich, ist der „Amerika-Johann" eben doch ein herrliches Werk, und uns Fremdenindustrie- und Heimatschutz-Schweizern hat er — trotz dem fremden Schauplatz — Besonderes zu sagen.

Etwas von dem reinen, der Natur zugewandten Geiste, der so quellfrisch und optimistisch Moeschlins Buch beherrscht, hat auch ein anderer junger Schweizerautor in sich, obschon die Form, in die er seine Weltanschauung kleidet, der gegenständlichen und lebenswarmen Kunst Moeschlins so fern als möglich. Wenn Albert Steffen schon in seinem Erstlingswerk recht unwirklich und oft fast schemenhaft war, so scheint er nun in seinem neuesten Roman [10]) vollends darauf aus zu sein, alles, was Körper ist und Ereignis, möglichst aufzulösen in Nebel und Rauch. Schon der Titel ist bezeichnend für das Abstrakte seiner Welt, in der unsere gleitenden Füße keinen Boden, unsere Augen keine sichere Form, unsere Hände keinen Halt finden. Es ist ein Schweben und Ahnen und körperloses Denken, das alles umhüllt mit einem linienverwischenden Glanz, daraus bloß ein paar zusammenhanglose Episoden mit faßlicheren Konturen hie und da auftauchen, um wieder zu versinken. Daß aber all dies seltsam Unwirkliche in Sprache und Darstellung nicht etwa einem Unvermögen entspricht, sondern bewußter Absicht, beweisen gerade jene eingestreuten episodenhaften Geschichten, die vielleicht frühern Datums sind und bisweilen eine recht lebendige Gestaltung und Anschaulichkeit zeigen. Freilich, der wirklichen Welt gehören auch sie nicht an, und es fällt einem keinen Augenblick ein zu glauben, daß irgend eines der erzählten Ereignisse tatsächlich oder auch nur möglich wäre; aber wir fragen auch nicht darnach. Der Dichter hat uns bewußt in eine hochentrückte Welt geführt, darin gewöhnliche Gesetze keinen Bestand haben, darin das Ereignis zum Symbol wird und wo über alles Konkrete allein dasjenige herrscht, worauf es ihm ankommt: der aus der zartesten Empfindung und innigsten Natureinheit geborene Gedanke, die Erkenntnis. Wir wandeln, von des Dichters Hand geleitet, in einem Haus der Träume; zarte und wundersame Bilder rühren ganz leise und sehr innig an die Seele und machen sie weich und empfänglich für jene letzte Weisheit, daß höchstes Ziel und einziges Glück des Menschen in der verstehenden, verzeihenden Liebe liegt, die zum Selbstopfer führt, zur sühnenden Erlösertat. Natürlich ist dieses Buch vor allem nicht, was der Titel vorgibt, ein Roman, eher eine in poetische Höhen gezogene Philosophie, und wer nicht mit einem sehr innigen Willen zum Verständnis daran herantritt, dem wird es verschlossen bleiben. Schade nur, daß der Dichter, der in seinem sensibeln Schönheits- und Naturgefühl und seiner starken Lyrik eine so besondere Gabe besitzt, sich durch eine gewisse Manie zu sprachlichen Archaismen und bewußten Kindlichkeiten verleiten ließ, die nur zu oft als Platitüden wirken und den schönen, der hohen Denkweise entsprechenden Fluß der Sprache empfindlich stören.

[10]) „Die Bestimmung der Noheit". Ein Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1912.

Rudolf Münger, Bern. „Im Röseligarte" V 12.

Ganz Tatsächlichkeit und greifbarste Gegenständlichkeit ist dagegen die mit ihrem Erstlingswerke gleich durchaus persönlich hervortretende Bernerin Lilli Haller. Den Stoff zu den beiden Erzählungen, die in dem hübsch ausgestatteten Band vereinigt sind [11]), lieferte der Bernerdoktorin jenes Land, wo sie in jahrelangem pädagogischen Wirken sich eine vertraute Welt und eine Art zweiter Heimat geschaffen, Rußland. Mit der natürlichsten Frische und einer merkwürdigen, auf scharfer Beobachtung und genauer Sachkenntnis beruhenden Anschaulichkeit weiß sie Verhältnisse jener uns so fremd anmutenden Welt aufzurollen und die unglaublichsten Erlebnisse der unglaublichsten Menschen zu den unsern zu machen. Und auch ein sehr starkes Können zeigt wenigstens die erste der Erzählungen, „Der Mord auf dem Dorfe". Wie da in einem eigentlich bloß episodenhaften Ereignis ein ganzes Dorf, ein ganzes Land, eine ganze Zeit sich spiegeln und sich aus vielgestaltigen Schicksalen doch ein innerlich Geschlossenes ergibt, das verrät eine große „Kunst verbergende Kunst". Und hie und da findet die im allgemeinen mehr frisch daherplaudernde Erzählerin auch die eindrucksvolle wortlose Gebärde,

[11]) Lilli Haller. In tiefster russischer Provinz. Frauenfeld, Huber & Co. 1913.

Im Argäu sind zweu Liebi

Rudolf Münger, Bern. „Im Röseligarte" I 52.

die uns beweist, daß ihr Talent noch Möglichkeiten birgt, die über die wirklichkeitsgetreue Tatsächlichkeit hinausführen. Eigentlich tut es einem leid, daß dieses eigenartige Kunstwerk mit einer Erzählung zusammengespannt wurde, die nicht allein ungünstig absticht, sondern auch auf gewisse Geschmacksgrenzen der Verfasserin aufmerksam macht, die einem nachträglich auch die Freude am ersten Werk noch beeinträchtigen könnten. Die Erzählung „In tiefster russischer Provinz" (sie verschuldet auch den zwar nicht so gemeinten, aber doch sensationell klingenden Titel des Buches, den es nicht nötig gehabt hätte) schildert uns die dreiwöchentliche Leidenszeit einer Erzieherin im namenlosen Schmutz eines jüdischen Dorfes. Inhaltlich ist dies ja äußerst interessant und die Anschaulichkeit der Darstellung direkt eine erdrückende; aber leider hat sich die Erzählerin durch das Tragikomische des Stoffes stellenweise auch im Stil zu jener Humoreskentechnik verleiten lassen, bei der es nun einmal ohne Ueberraschungs- und Steigerungsmätzchen und abgestandene Wortchargen nicht abgeht. Dazu aber ist Lilli Hallers Kunst wirklich zu gut, und der Trost liegt nur in der Annahme, daß — da derlei Ansätze im „Mord auf dem Dorfe" doch nur selten sind — hier ein Frühwerk vorliegt, welches mit einer reifen Arbeit vereinigt wurde. Daß dies geschehen, ist freilich um der Klarheit des künstlerischen Bildes dieser interessanten Autorin willen zu beklagen und um des Buches willen. Möchten doch Autoren und Verleger endlich einmal begreifen, daß es auch eine innere Aesthetik des Buches gibt und daß man durch Zusammenwerfen verschiedener Dinge wohl einen Band, aber noch lange kein Buch erzielt!

Eben nach Schluß dieser Besprechungen trifft noch die Buchausgabe von Maja Mattheys „Stadt am See" ein[12]). Unsere Leser kennen diese menschlich tiefgreifende, von viel Poesie getragene Erzählung einer Frau, die eine scharfe, um die größten Probleme bemühte Denkerin ist, eine gesunde Idealistin und dazu eine Dichterin, die es versteht, den ganz leisen, kaum hörbaren Stimmen in der menschlichen Seele wie in der Natur zu lauschen, und die darauf ausgeht, deren Sinn zu deuten. Ein sehr komplexes, farbenreiches und trotz der poetischen Ausdeutung recht zutreffendes Bild der größten Schweizerstadt mit ihrer merkwürdigen Verbindung von altbürgerlichen, modern großstädtischen und dörfischen Elementen gibt uns der Roman, und es bedeutet mehr als einen blassen Hintergrund, auf dem wir Schicksale sich entwickeln und Charaktere sich formen sehen: die Stadt wird hier sozusagen zur Heldin, die wirkend und bestimmend wie eine Schicksalsmacht über den Einzelgeschicken steht. Der Verlag hat der gehaltvollen Erzählung eine sehr gediegene Ausstattung gegeben, sodaß es ein schönes und stattliches Buch geworden, das sich auch äußerlich empfiehlt. Dessen mögen unsere Leser auf Weihnachten hin sich erinnern. Es ist recht ein Buch, das sich zum Geschenk eignet, besonders für die Frauen und für unsere Mädchen, die sich nicht länger von den ernsten Lebensfragen ausgeschlossen sehen wollen. M. W.

Rudolf Münger, Bern. „Im Röseligarte" II 4.

[12]) Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1912.

Der blaue Fluß.

Von August Steinmann, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

Straßburg zu sehen, war schon in der Bubenzeit einer meiner sehnlichsten Wünsche. Sonderbare Soldatengeschichten, alte Lieder und seltsame Sagen erzählten mir von dieser Stadt, und ich lauschte ihnen, und mein Wunsch wuchs. Aber vor allem war es der Name Jung-Stillings, der mich mit der so alten und schönen Stadt eng verband. Und das kam daher:

In der Stube meiner Großmutter hing ein Stahlstich aus dem Jahre 1805. Er zeigte einen feingeformten Kopf. Ernste, doch von großer Liebe zeugende Augen blickten mich an, sobald ich vor dem Bilde stand. Und um den strengen, entschlossenen Mund legte sich, je länger ich ihn betrachtete, ein feines Lächeln, fast lag etwas Ironie darin, und doch schien es plötzlich wieder das Lächeln zu sein, das jenen Menschen eigen ist, die viel erlebt und darnach ihre Rede geformt haben. Ich fühlte, daß ich nahe verwandt sein müsse mit dem Manne, dessen Porträt der Stich in stählernen Strichen wiedergab. Mehrmals im Tage konnte ich zu dem Bilde zurückkehren, und es zog mich besonders dann gewaltsam an, wenn die Abendsonne stiller Novembertage goldenen Ringen in den Scheiben rief. Und der Hauch, der aus Chrysanthemen stieg und durch Kastanienalleen

Rudolf Münger, Bern. „Im Röseligarte" II 64.